



Vom See zum Main

Heimatblätter des Badischen Tagblatts

Nr. 7

Samstag, 18. Februar 1950

Tücken der Namensgebung / Von Otto Slafk

Es genügt nicht, daß der Erzähler Gestalten erfindet, er muß sie auch taufen, mit Namen versehen. Eine Erzählung und ihre geschäuflichste Form, der Roman, spielen ja kaum je noch in der Mythologie, vielmehr in der bürgerlichen Wirklichkeit.

Der Autor ist sein eigener Standesbeamter, er teilt den Figuren des Buches Vor- und Nachnamen zu. Er entnimmt sie seiner Phantasie oder dem Leben, benutzt vielleicht auch eine Liste mit merkwürdigen Namen, die ihm im Laufe der Zeit untergekommen sind. Manche Schriftsteller blättern in Adreßbüchern oder gar in Fahrplänen, die Stationsnamen können eine Fundgrube sein.

Ein gewissenhafter Autor begibt sich nicht auf das Gebiet des Schlüsselromans. Arbeitet er eine Person nach dem Leben, so legt er gerade bei der Namensgebung den größten Wert darauf, die Durchsichtigkeit zu vermeiden.

Das Buch erscheint, es wirkt, die Post bringt dem Verfasser Briefe ins Haus — Zustimmung, Mißbilligung, Lob und Hohn. Es ist immer dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; aber andererseits auch dafür, daß sie ihre Äste regen dürfen.

Eines Tages nun erreicht den Autor der Protest eines Lesers — er habe ihn oder ein Mitglied seiner Familie bloßgestellt, eine diskrete Angelegenheit erzählt und sich nicht einmal die Mühe gegeben, den Namen zu ändern. Der Autor, keiner bösen Absicht bewußt, stellt benommen fest, daß eine Gottheit waltet, die ihre Launen hat — der Zufall.

Ein gewisser Remigius, der hundert Meilen weiter wohnt, hat im Leben das und das begangen, der Autor weiß nichts davon. Aber er stellte den gleichen oder annähernd gleichen Vorfall dar und nannte, um ja niemand zu nahe zu treten, den Mann — Remigius.

Das gibt es, und so stellte auch ich Reflexionen über die Tücke des Zufalls an, als mir neulich aus Karlsruhe die Witwe eines Arztes, Frau Hedwig Roemer, einen Brief des Unmutes schrieb: im vierten Band meines Romanes „Fortunat“ trage ein in der Illenau beschäftigter Arzt den Namen Roemer, ihr Gatte aber sei der letzte Direktor dieser Landesirrenanstalt gewesen, 1940 zwangspensioniert, weil er, einziger unter Seinesgleichen, sich der sogenannten Euthanasie versagte — sie wünsche zu wissen, weshalb ich einer wenig sympathischen gezeichneten Figur von 1880 den Namen ihres ehrenwerten und verdienstvollen Mannes gegeben hätte.

Meine erste Regung war, mich sofort an den Schreibtisch zu setzen und zu erklären: der Umstand, daß in der Illenau ein Arzt namens Roemer geamtet habe, sei mir so unbekannt gewesen wie seine Existenz überhaupt.

Im „Fortunat“ ist der Dr. Roemer ein Moleschottschüler, einer der krassen Materialisten, die ihre Überzeugung zu direkt vortragen und alle Daseinsrätsel für gelöst erklärten, man dachte ja damals vielfach so. Vom wirklichen Dr. Roemer schrieb seine Frau, er sei ein tiefreligiöser Mann gewesen — nein, ich hatte nicht im geringsten nach einer existenten Gestalt gearbeitet, die Namensgebung konnte nur Zufall sein.

Aber da war nun der immerhin merkwürdige Umstand, daß bei mir und in der Wirklichkeit ein Arzt der Illenau den Namen Roemer trug.

Einige Jahre, bevor ich den „Fortunat“ begann, hatte ich zweimal Aufenthalt in dieser Landschaft genommen, 1935 und 1936. Sie war mir sowieso als Baden-Badener bekannt, und ich hatte schon früher mit einer Ärztin verkehrt, die eine Zeitlang in der Illenau tätig war.

Zweimal bestand die Möglichkeit, daß ich den Namen des leitenden Arztes, Roemer, vernommen hätte: die Ärztin konnte ihn erwähnt haben, und er konnte während meiner Ferienaufenthalte in Sasbachwalden erwähnt worden sein.

Sie verstehen, worauf ich hinauswill: ich hatte keinen Anlaß, mir den Namen Roemer zu merken, da ich den Arzt nicht kannte; mein Ohr hatte ihn vernommen und der Name war ins Unbewußte abgesunken. Als ich Jahre später, es war 1942, im vierten Band eines Romanes, der mich mehrere hundertmal gezwungen hatte, für eine der vielen Personen einen Namen auszudenken, einen Arzt

benennen mußte, der, wie es der Gang der Romanfabel verlangte, in der Illenau wohnte — drängte sich mir der Name Roemer auf, er nitete in der unbewußten Region.

Das mag der objektive Vorgang gewesen sein. Subjektiv war ich der Meinung, eine vernünftige Namenswahl getroffen zu haben. Als Romancier ist man immer, wenn diese Wahl notwendig wird, in einer gewissen Bedrängnis. In manchen Ländern setzen die Autoren an den Anfang ihres Buches eine Notiz, daß Begebenheiten und Namen völlig erfunden seien — um sich vor Schadenersatzklagen zu schützen, die nur zu leicht die Form von Erpressungen annehmen.

Bei uns kennt man diesen Auswuchs des Schutzes der Person glücklicherweise nicht; aber Prozesse haben sich gleichwohl ereignet. Im Bestreben, Weiterungen zu entgehen, wählt der Autor entweder sehr ausgefallene Namen oder solche, die verbreitet genug sind — so in meinem Fall Roemer. Man glaubt, ganz sachlich vorzugehen, und dann stellt sich heraus, daß man die Psychoanalyse in Anspruch nehmen muß.

Das Unglück ist zwar nicht groß; aus dem Roemer läßt sich, wenn der Roman neu gesetzt wird, ein Boemer machen; aber ich benutze doch gern die Gelegenheit, eine um das Andenken ihres Mannes besorgte Arztfrau schon vorher geziemend um Nachsicht zu bitten — das Unbewußte hat mir einen Streich gespielt.

Nicht immer läßt sich dieser Vorgang so deutlich nachweisen wie in diesem konkreten Fall. Aus diesem Grund berichte ich darüber — es ist ein bescheidener Beitrag zur Psychologie.

St. Landelin von Ettenheimmünster

Der kürzlich verstorbene Freiburger Universitätsprofessor Dr. Joseph Sauer hatte noch in seiner 1911 erschienenen Schrift: „Die Anfänge der Kirche und des Christentums in Baden“ (Heidelberg, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung, Neue Folge 14 der Neujahrsblätter der Bad. Histor. Kommission) auf Seite 45 die Ansicht vertreten, daß die Persönlichkeit des hl. Landelin in geschichtlicher Beziehung zweifelhaft sei, daß es sich also um eine Legende handle, die von keinem Hagiographen verzeichnet sei, sondern immer nur in der Volkstradition fortlebe.

Durch den elsässischen Heiligenforscher Prof. Dr. Medard Barth ist nun neuerdings die Landelinus-Forschung auf eine neue Grundlage gestellt worden. Darüber berichtet der jetzige Pfarrherr von Ettenheimmünster, Herr Dekan Robert Merkle, in einem Aufsatz im Oberrheinischen Pastoralblatt, Septemberheft 1949, S. 227/30, und in einem neu von ihm herausgegebenen „Wallfahrtsbüchlein zur Verehrung des hl. Märtyrers Landelin von Ettenheimmünster“ (Druckerei- und Verlagsgesellschaft m.B.H., vormals „Anzeiger“ in Lahr). Hiernach ergibt sich folgendes:

Der belgische hl. Landelin, Abt und Bekenner (nicht Märtyrer), hat mit dem hl. Landelin von Ettenheimmünster nichts zu tun. Die Gebeine des ersteren wurden am 21. September 1105 erhoben und neu eingesargt. Es ist auch nicht so, daß Gebeine des belgischen Landelin nach Ettenheimmünster gekommen wären, dafür finde sich keinerlei urkundliche Spur. Dagegen hat Barth alte Kalendarien der Diözese Straßburg entdeckt, die nach gewissenhafter Prüfung aus den Jahren um 1000 stammen und in denen am 21. September, also an dem Tage, an dem jahrhundertlang das Fest des hl. Landelin gefeiert wurde, ein hl. Märtyrer Landelin verzeichnet ist. Von einem anderen Märtyrer St. Landelin ist weder in der Diözese Straßburg noch sonstwo irgend etwas bekannt. Diese urkundliche Erwähnung des Märtyrers Landelin ist also etwa 100 Jahre älter als der Zeitpunkt, zu dem die Gebeine des belgischen Landelin erhoben wurden und Reliquien von ihm nach Ettenheimmünster gekommen sein könnten. Auch haben die Bischöfe von Straßburg die Verehrung des hl. Landelin von E. immer gefördert, was sie wohl nicht getan haben würden, wenn dieser nur eine sagenhafte Gestalt gewesen wäre. Barth hat auch das aus Ettenheimmünster stammende Urkundenmaterial über St. Landelin geprüft und festgestellt, daß es bis in die Zeit um 1200 zurückreicht, daß also die Straßburger Urkunden etwa 200 Jahre weiter zurückgehen. Die Straßburger und die Ettenheimmünsterer Urkunden stützen und tragen einander. In Gesamtwertung des vor-

als hat Barth festgestellt, daß es nicht dürftiger ist, als manche andere Heilige, an deren geschichtlicher immer festgehalten habe.

Handelt dann in seinem Büchlein eingehend das Leben des hl. Landelin nach der Legende, bringt ferner eine Geschichte des Klosters Ettenheimmünster als Stätte der Verehrung und anschließend ein Kapitel über die Benediktiner-Mönche von Ettenheimmünster als eifrige Landelin-Verehrer. Schließlich folgt noch eine kurze Geschichte der Wallfahrtskirche und eine besonders willkommene eingehende Beschreibung

des Innern der Kirche, insbesondere der das Leben und Sterben des hl. Landelin darstellenden Bilder.

Den zweiten Teil des Büchleins bildet — seinem eigentlichen Zweck entsprechend — eine Zusammenstellung von Liedern und Gebeten zu Ehren des hl. Landelin. Das Werkchen ist auch mit einer Reihe von Bildern ausgestattet.

Das Büchlein sticht in vorteilhafter Weise sowohl inhaltlich als auch in seiner äußeren Aufmachung von früheren ähnlichen Erscheinungen ab und kann jedem Freund heimatlicher Geschichte wärmstens empfohlen werden.

Dr. Joh. B. Ferdinand.

Fasnacht in Basel / von Georg Frey

Wenn im Schwabenland, am Oberrhein und in den Gebieten längs der berühmten rheinischen Narrenstraße Basel—Köln die Karnevalsfreuden bereits verrauht und mit dem Aschermittwoch dem nüchternen Alltag gewichen sind, rüstet Basel zu seiner traditionellen, acht Tage später beginnenden weitgerühmten Basler Fasnacht. Sie wird drei Tage lang, von Montag bis einschließlich Mittwoch unter starker Teilnahme der übrigen Schweiz und der benachbarten deutsch-französischen Grenzgebiete stürmisch gefeiert. Auf altem Brauch beruhend, stellt sie gleichsam eine Synthese zwischen der alten Brauchtum pflegenden schwäbisch-oberdeutschen Fasnacht und dem besonders auf die satirische Verkörperung des Zeitgeschehens abgestellten rheinischen Karneval dar, und vereinigt wie diese närrisches Treiben mit kunstvoller Prunkaufzucht. Bei aller Gleichheit fröhlicher Ausgelassenheit und eines alles beherrschenden Faschingstrubels besitzt die Basler Fasnacht doch ihre eigene Note, die besonders in den zahlreichen Cliques und den Schnitzelbänklern als Träger des öffentlichen Karnevalsbetriebs ihren eigenartigen Ausdruck findet.

Die Cliques sind es vornehmlich, die mit ihren gesonderten, unter sich im Wettbewerb stehenden Umzügen dem öffentlichen Fasnachtstreiben ihren besonderen Charakter verleihen. Im vergangenen Jahr z. B. zählte man gegen 50 dieser Cliqueszüge, denen sich noch etwa 8 „Buebezigli“, dazu 40 Sonderwagen, 19 Einzelgruppen und viele Einzelmasken sowie 10 Musikkapellen anschlossen. Den Kern eines jeden Cliqueszuges bilden die bis zu 60 Mann starken Trommler- und Pfeiferkorps, die wochenlang, alte und neue Märsche üben, das Nahen der Fasnacht bereits angekündigt haben. Sie sind einem von der Clique zur Darstellung gebrachten Sujet entsprechend kostümiert und tragen dazu entsprechende Larven. So marschieren z. B. die Trommler als Baby im Schlafanzug, die Pfeiffer als streikende Hausfrauen oder als Schmuggler und Grenzer etc. und führen „Laternen“, bis zu 2 m hohe, 1 m breite doppelwendige, innen beleuchtete Transparente mit sich, die eine humorvolle Erläuterung des Sujets darstellen. Diese Laternen sind oft kunstvoll ausgeführt und werden nach den Umzügen zwecks Prämierung in einer der allgemeinen Besichtigung freigegebenen Laternenausstellung zusammengefaßt.

Eingehenden Aufschluß über diese Sujets geben die Schnitzelbänke, in denen aber auch andere Ereignisse des national- und lokalpolitischen Lebens und Alltags in humorvollen Versen satirisch gossiert und behandelt werden. Ehrensache vieler Basler Bürger ist es, ihre Cliques ganz oder teilweise auf eigene Kosten zu finanzieren und die Schnitzelbänke selbst herauszubringen. Alle diese selbständig auftretenden Cliques und Gruppen unterwerfen sich freiwillig einem Fasnachtskomitee, das durch Verkauf von goldenen, silbernen und bronzenen Plaketten zur Finanzierung beiträgt, die Prämierung der besten Cliques, Gruppen und Schnitzelbänke vornimmt und darüber wacht, daß humorlose Ausschreitungen vermieden werden.

Eingeleitet wird die Basler Fasnacht am Montag früh um 4 Uhr mit dem „Morgenstreich“. Kein echter Basler wird sich dieses Ereignis entgehen lassen, das auch auf den Fremden außerordentlich Eindruck macht. Ab drei Uhr ist ganz Basel unterwegs nach dem Marktplatz. Sonderzüge der Straßenbahn bringen die Menschen-

massen von den Außenbezirken in die Stadt, zu denen, die gleich hier geblieben sind. Mit dem ersten, die vierte Morgenstunde anzeigenden Schlag der Rathausuhr erlöschen die Straßenlaternen und die Lichter in den Häusern. Gleichzeitig setzen die Trommler und Pfeiffer der in den Seitenstraßen aufgestellten Cliques mit ihrem Spiel ein. Langsam ziehen die Gruppen zum Marktplatz, um von hier, jede nach eigenem Marschplan, die benachbarten Straßen zu durchziehen. Gespensterhafte Züge kommen aus dem Dunkel und verschwinden wieder im Dunkel. Trommler und Pfeiffer, aber auch die übrigen Mitglieder der Clique tragen Kostüme und Larven, deren Augen, Nase und Mund gespensterhaft leuchten. Durch einen leuchtenden Kopfputz wird diese gespensterhafte Wirkung noch verstärkt. Die im Zug mitgeführten „Laternen“ sind von innen beleuchtet, so daß die auf ihnen oft schreckhaft abgebildeten Sujets im Dunkel der Nacht besonders wirksam hervortreten. Der von den Trommlern der vielen sich begegnenden und sich kreuzenden Züge hervorgerufene, von den alten Häusern laut zurückprallende Lärm verstrahlt sich unter den johlenden Zurufen der begeistert ihren Beifall spendenden Zuschauer zu einem Höllenspektakel, der zweifelsohne alle bösen Geister aus der guten Stadt vertreibt. All dieser Trubel vollzieht sich in völliger Selbstdisziplin, so daß die nicht sichtbare Polizei weder absperrend noch verkehrsleitend mitzuwirken genötigt ist. Daß es hier und dort zu einer kleinen „Drugete“ führt, die vor allem da entsteht, wo mehrere Züge sich begegnen, oder daß man nach dem Vorbeimarsch eines Zuges in dessen Sog gerät und dann etwas herum gewirbelt wird, schadet nichts, das gehört als obligate Dreingabe zum Morgenstreich und erhöht nur noch die allgemeine Begeisterung.

Gegen 6 Uhr, wenn der Tag zu grauen anfängt, die Züge sich verziehen und die Lampen wieder zu leuchten beginnen, begibt sich alles in die Lokale zur Mehlsuppe mit Zwiebelwähe (Zwiebelkuchen). Nachmittags setzen die Cliques und Gruppen mit neuen Kostümen unter dem Spiel ihrer Pfeiffer- und Trommlerkorps ihre Umzüge fort. Dabei verteilen sie ihre „Schnitzelbänke“ an die Zuschauer, die durch Tragen der Plaketten sich darüber ausweisen können, daß sie ihren Obolus zur Finanzierung beigetragen haben. Sie gruppieren sich für die Prämierung zum Vorbeimarsch vor dem als Preisrichter fungierenden Fasnachtskomitee zu einem geschlossenen Zug, dessen Vorbeimarsch im vergangenen Jahr mehr als 2 Stunden in Anspruch nahm. Drei Tage lang wird das Leben der Stadt vom Fasnachtstreiben beherrscht. Drei Tage wiederhallen die Mauern von dem virtuos gehandhabten Trommlern der Cliques. Und in den Lokalen herrscht beängstigender karnevalistischer Hochbetrieb. Schnitzelbänkler tragen ihre Verse vor, Masken ziehen und auch die Baslerinnen ergeben sich, unkenntlich verumumt, mit der gleichen Begeisterung wie ihre schwäbisch-alemannischen Schwestern dem neckischen Schnurren durch die Lokale, um ihre Freunde zu hänseln, ihre kleinen, während des Jahres für diese Tage aufgesparten kleinen Sticheleien oder Bosheiten los zu werden, oder auch, um ein bißel zu intrigieren. Mit Scherz und ausgelassener Fröhlichkeit gehen aber auch diese Tage rasch vorüber. Und mit dem Abschluß der Basler Fasnacht und der ihr folgenden Groppenfasnacht in Ermatingen findet dann das Faschingtreiben am Rhein seinen endgültigen Abschluß.

Der Schöpfer der Höhen-Luftkurorte

Der Vater der Luftkurorte auf den Badener- und Bühler Höhen

Das Kurhaus Sand kann sich rühmen, das erste Unternehmen seiner Art unter all den Berghotels zu sein, welche heute die tannendurchwachsenen Höhen von Bühler und Baden-Baden zieren. Wo jetzt das prächtige, weithin bekannte Hotel zum Sand steht, gab es Anfangs der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts nur eine höchst primitive Waldschenke, welche die Stadt Bühler als eine Art Schutzhütte hatte erstellen lassen. Der Mann, der sich um die Entwicklung des Kurhauses Sand aus dieser Waldschenke verdient machte und damit der Schöpfer der Luftkurorte auf den Bühler und Baden-Badener Höhen wurde, war ein ehemaliger Gendarm namens Josef Martin Weiß. Man hat es ihm nicht an der Wiege gesungen, daß er nach einem arbeits- und erfolgreichen Leben gekannt und verehrt von Tausenden Menschen aller Gesellschaftsklassen als Kurwirt sein Dasein beschließen werde. Weiß wurde 1817 als Kind einfacher Landleute in dem 600 Einwohner zählenden Dorf Gommersdorf (Amt Boxberg) geboren und erlernte nach seiner Schulentlassung das Kürferhandwerk. 1838 trat er in das Karlsruher Dragonerregiment ein. Nach Ablauf der Dienstpflicht meldete er sich zum Eintritt in das

Groß. Gendarmeriekorps. Dann heiratete er ein hübsches, lebensfrohes Mädchen aus seinem Heimatbezirk. Als Gendarm war er in Umkirch, Kürzell und zuletzt in Schwarzach bei Bühler tätig. Hier nahm er wegen Kränklichkeit seinen Abschied, wurde pensioniert und in Anerkennung seiner treuen Dienste vom Großherzog mit der Verdienstmedaille dekoriert. Damals war Weiß bereits 57 Jahre alt. Seine Familie zählte acht Köpfe, darunter zwei Söhne (Fritz und Anton) und drei Töchter (Marie, Anna und Theres). Die bescheidene Gendarmeriepension reichte zu einem anständigen Leben nicht aus, so daß Weiß als Nebenerwerb, veranlaßt von der Stadt Bühler, die Wirtschaft auf dem Sand in Pacht nahm. Um sage und schreibe 40 Gulden nahm er das Anwesen in Pacht. Das Erdgeschoß umfaßte die eigentliche Wirtsstube mit einem Nebenzimmerle, ein Schlafgemach und die Küche. Der übrige Raum diente als Stall und Schopf für die kampierenden oder passierenden Fuhrleute. Eine Stiege hoch befanden sich einige Mansarden, welche der Familie des Sandwirts als Wohnung dienten.

Zur Pachtung gehörten noch einige Parzellen Acker- und Wies-